



BAG

Bundesarbeitsgemeinschaft
örtlich regionaler Träger der
Jugendsozialarbeit

Niedrigschwellige Jugendsozialarbeit
Eine Handreichung für die Praxis
zur
Ausgestaltung niedrigschwelliger Projekte in der Jugendsozialarbeit

Universität Hildesheim
Institut für Sozial- und Organisationspädagogik
Andreas Oehme

Im Auftrag der BAG ÖRT

Impressum

Herausgeber:

Bundesarbeitsgemeinschaft örtlich regionaler
Träger der Jugendsozialarbeit e.V. (BAG ÖRT)

Marienburger Straße 1
D – 10405 Berlin

Tel.: +49 (0)30 40 50 57 69-0
Fax: +49 (0)30 40 50 57 69-19

E-Mail: info@bag-oert.de
internet: www.bag-oert.de

Ansprechpartnerin:

Doris Leymann

Autor:

Dr. Andreas Oehme

Stiftung Universität Hildesheim
Institut für Sozial- und Organisationspädagogik
Marienburger Platz 22
31141 Hildesheim

Gefördert aus Mitteln des



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Berlin, Januar 2011

Niedrigschwellige Jugendsozialarbeit
Eine Handreichung für die Praxis
zur
Ausgestaltung niedrigschwelliger Projekte in der Jugendsozialarbeit

Vorwort der BAG ÖRT

Braucht es eigentlich noch einen Praxisleitfaden zur Konzeptionierung und Ausgestaltung niedrigschwelliger Projekte? Ist zu diesem Thema nicht schon genug geschrieben? Gibt es nicht genaue Handlungsempfehlungen und Geschäftsanweisungen, die den Akteuren auf dem Feld der beruflichen Integrationsförderung Orientierung für die Gestaltung dieser Art von Projekten geben? Wir denken **Nein!**

Wir stellen als Verband vielmehr fest, dass ein nicht geringer Teil junger Menschen frustriert von den Angeboten dem System den Rücken zukehrt und über kurz oder lang gesellschaftlich ins Abseits zu fallen droht – auch deshalb, weil die Zugangs- und Rahmenbedingungen der Regelmaßnahmen häufig nicht die schwierigen Lebenslagen dieser jungen Menschen treffen. Aber was brauchen junge Menschen um sich gesellschaftlich akzeptiert und angenommen zu fühlen? Wie sollten Projekte ‚gestrickt‘ sein um die Bedarfe einer wachsenden Zahl junger Menschen, die durch die herkömmlichen ‚Roste‘ fallen zu berücksichtigen und mit ihnen zu arbeiten?

Mit der vorliegenden Handreichung richten wir uns an die Praktiker der Jugendsozialarbeit. Wir wollen ihnen Hilfen geben und sie für die Thematik der niedrigschwelligen Integrationsförderung sensibilisieren. Wir möchten ihnen Empfehlungen an die Hand geben, wie niedrigschwellige Projekte geplant, konzeptioniert, beantragt und umgesetzt werden können. Dabei kommt es weniger darauf an, ein festes Programm umzusetzen oder dem Label „Niedrigschwellige Jugendsozialarbeit“ zu genügen als die eigene professionelle Kreativität und Fachlichkeit zu nutzen, um Projekte in die hier beschriebene Richtung zu gestalten.

Wir haben uns bewusst dafür entschieden, idealtypisch eine „Philosophie“ niedrigschwelliger Arbeit zu skizzieren, wie sie sich in den letzten Jahren in der Praxis entwickelt hat. Wir sind uns auch darüber im Klaren, dass in der Realität Grenzen gesetzt sind, die nicht ohne weiteres überwunden werden können. Aber gerade deshalb möchten wir Anregungen geben und Mut machen über Förderphilosophien nachzudenken, Grenzen auszutesten und - wo möglich - auch zu überschreiten.

Mit dieser Handreichung knüpfen wir an unsere explorative Studie ‚Niedrigschwellige Integrationsförderung - Zur Fachlichkeit niedrigschwelliger Angebote in der Jugendsozialarbeit‘ an, die wir im Mai 2010 veröffentlicht haben (verfügbar unter www.bag-oert.de). Darin enthalten sind kurze Praxisbeispiele und weitere Ausführungen zur „Philosophie“ niedrigschwelliger Jugendsozialarbeit, die den einen oder anderen Punkt ergänzen, der an dieser Stelle kurz gehalten werden musste.

Diese Studie und die hier vorliegende Handreichung wären ohne das Engagement der dort beteiligten Jugendlichen und Pädagogen nicht möglich gewesen, die einen Einblick in Ihre Arbeit gewährt haben. An dieser Stelle möchten wir uns deshalb nochmals ausdrücklich für das Engagement aller Beteiligten bedanken. Unser Dank gilt auch Herrn Prof. Wolfgang Schröer, Herrn Dr. Andreas Oehme und Frau Claudia Muche, die dieses ‚Projekt‘ gemeinsam mit uns umgesetzt haben.

Inhalt

1. Was heißt: Niedrigschwelligkeit?	5
Geschichte.....	5
Grundverständnis: Auf die Jugendlichen eingehen	6
Ziele.....	6
Förderpolitische Rahmenbedingungen.....	8
2. Ausgangspunkte	9
Jugendliche	9
Region	9
MitarbeiterInnen.....	10
3. Projektkonzeption	10
Bedarf konkretisieren.....	10
Tätigkeitskonzept entwickeln.....	10
Team bilden.....	12
Zugänge gestalten.....	12
Kooperationen sondieren	13
Konzept schreiben.....	13
Finanzierung organisieren	14
Projekt anschieben	15
4. Arbeitsprinzipien	15
Akzeptieren.....	15
Verstehen	16
Vertrauen und Bindungen aufbauen.....	16
Beteiligen.....	17
Transparenz herstellen.....	17
Regeln finden	18
Mit Konflikten arbeiten	19
Biographische Perspektiven in der Region erarbeiten	20
5. Was Niedrigschwelligkeit vermeiden will	21
Enttäuschungen.....	21
Stigmatisierungen.....	22
Defizitorientierung.....	23
Literatur.....	24

1. Was heißt: Niedrigschwelligkeit?

Der Begriff Niedrigschwelligkeit beschreibt ein Prinzip der Gestaltung sozialer Dienstleistungen, das mittlerweile in zahlreichen Feldern der Sozialen Arbeit Anwendung findet. Er entstammt dem Bereich der klassischen „Randgruppenarbeit“, vor allem der Drogenhilfe, wurde aber zunehmend in weiteren sozialarbeiterischen Handlungsfeldern wie zum Beispiel Familienarbeit, Gesundheitsförderung und Kinder- und Jugendhilfe übernommen. Die metaphorische Anlehnung an die Beschaffenheit einer Stufe oder Treppe verweist auf die Zugänglichkeit bzw. Erreichbarkeit von Unterstützungsangeboten: Die potentiellen NutzerInnen müssen nur geringe oder gar keine Voraussetzungen erfüllen, um die niedrigschwelligen Angebote in Anspruch nehmen zu können (vgl. Kähnert 1999, S. 171).

Geschichte

Vor allem in der **Arbeit mit drogenabhängigen Menschen** spielte das Prinzip der Niedrigschwelligkeit früh eine Rolle. Hier kam es in den 1980er Jahren zu einer regelrechten Gegenbewegung zum traditionellen Hilfesystem. Den Anstoß zum Umdenken gaben offenkundige Schwächen der konventionellen „hochschwelligen“ Drogenhilfe, in der der Wille zur Abstinenz Voraussetzung für die Inanspruchnahme eines Hilfeangebotes war. Ein Großteil der Drogenkonsumenten konnte aber unter diesen Voraussetzungen nicht erreicht werden. Dieses Nichterreichen führte zu schwerwiegenden Folgeproblemen, beispielsweise Mortalitätsanstieg und zunehmende Verelendung der Konsumenten (vgl. z.B. Schneider 1997).

Aus diesen Entwicklungen heraus wurde letztlich eine Umorientierung hin zur Niedrigschwelligkeit denkbar (vgl. Stöver 1999, S. 11 ff.). Eine zentrale Möglichkeit, die Reichweite der Drogenhilfe zu vergrößern, wurde in einem **Abbau der Schwellen** zu Hilfsangeboten gesehen. Praktisches Beispiel für niedrigschwellige Hilfe sind die Kontaktläden, deren Angebote sich am Alltag und an den Bedürfnissen der Klienten orientieren. Erfolge niedrigschwelliger Drogenarbeit wurden vielerorts deutlich. So haben Begleitstudien im Bereich der Drogenarbeit gezeigt, dass in derartigen Angeboten nicht ‚nur‘ Schadensminimierung erreicht wird, sondern viele Klienten an weiterführende Hilfe herangeführt werden können und sich ihre Motivation zum Ausstieg wecken und fördern lässt (vgl. Michels/Stöver 1999).

Ebenso wie in der Drogenhilfe entwickelten sich **niedrigschwellige und akzeptierende Angebote in der Kinder- und Jugendhilfe** aus einer kritischen Sicht auf die bestehende sozialarbeiterische Praxis heraus (vgl. Thole 2000, S. 265). Auch hier wurde deutlich, dass ein zunehmender Teil junger Menschen mit den klassischen Angeboten nicht mehr erreicht wurde bzw. diese ablehnten. Die beiden gängigen Perspektiven – entweder: Teilnahme an Hilfs- und Bildungsangeboten unter vorgegebenen Bedingungen oder: Nichtteilnahme und somit „Draußenbleiben“ mit der Gefahr dauerhafter Exklusion – mussten durch zusätzliche Optionen und neue Konzepte erweitert werden. Es entstanden die typischen niedrigschwelligen Jugendhilfeangebote wie Straßensozialarbeit, mobile Jugendarbeit und aufsuchende Jugendsozialarbeit.

Grundverständnis: Auf die Jugendlichen eingehen

Niedrigschwellige Jugendsozialarbeit ist ebenfalls aus einer **kritischen Reflexion** der üblichen Unterstützungsangebote für Jugendliche beim Übergang in Arbeit entstanden. Sie ist eine professionelle Antwort auf das Problem, dass die Angebote und Maßnahmen des so genannten Übergangssystems vielen Jugendlichen keinen Anschluss an ihre Lebenslage und augenblickliche biographische Situation bieten. Folglich werden viele Jugendliche nicht wirklich erreicht, brechen ab oder bleiben trotz Maßnahmeteilnahme innerlich unbeteiligt. Um dieses Problem zu lösen orientiert sich die niedrigschwellige Jugendsozialarbeit grundlegend an den Jugendlichen – an ihren Lebenslagen, ihren biographischen Situationen und den hieraus erwachsenden Bedürfnissen.

Die Basis niedrigschwelliger Arbeit ist eine **akzeptierende Grundhaltung**: Wenn sich hilfebedürftige Jugendliche auf Hilfe einlassen sollen, dann muss sich die professionelle Arbeit auf die Jugendlichen einlassen, so wie sie sind. Es geht darum, die Jugendlichen erst einmal grundsätzlich zu akzeptieren und sie und ihr soziales Umfeld, ihre Handlungsweisen, Wünsche, Ängste und Probleme zu verstehen, sich in diesem Sinne überhaupt für sie zu interessieren. Dies umfasst zumindest eine Toleranz gegenüber, wenn nicht gar eine **Orientierung an „ihren“ Zeiten und Lebensrhythmen sowie an „ihren“ Orten**. Die Schwellen für Jugendliche, Hilfe und Unterstützung anzunehmen, sind umso niedriger, je näher die Hilfeangebote bei den Jugendlichen liegen.

Diese Nähe wird von den Jugendlichen natürlich nur dann als authentisch und unterstützend erlebt, wenn sie mit **Wertschätzung** verbunden ist. Ein Geheimnis niedrigschwelliger Arbeit ist, dass die MitarbeiterInnen „ihre“ Jugendlichen mögen, mit ihren Stärken wie mit all ihren Schwächen. Gerade ihre Stärken werden sozial benachteiligten Jugendlichen viel zu selten zurückgespiegelt, und wegen ihrer Schwächen werden sie immer wieder als Problemfall betrachtet. Beides gilt es jedoch im Zusammenhang der ganzen Person und ihrer Lebenslage zu sehen und anzuerkennen. Eine solche positive Wahrnehmung der Jugendlichen ist zugleich ein erster Schritt hin zu einer Stärkung ihres Selbstwerts und ermöglicht ihnen, sich für Veränderungen zu öffnen.

Während Beschäftigungsförderung üblicherweise davon ausgeht, dass sich die Jugendlichen ändern müssen, um „etwas zu bekommen“, bedeutet Niedrigschwelligkeit, einem Menschen „Vorschuss“ an Vertrauen und Akzeptanz zu geben, damit er sich verändern kann. Auf dieser Basis kann eine hohe **pädagogisch wirksame Spannung** erzeugt werden: zwischen Akzeptanz und Offenheit für den Menschen, so wie er ist, und der Zumutung, sich zu verändern und die Akteursrolle im eigenen Leben anzunehmen. Diese Spannung zeigt sich in dem Kontinuum der Arbeitsprinzipien von Akzeptieren und Verstehen über die Beteiligung der Jugendlichen bis hin zur Arbeit mit Konflikten und an biographischen Perspektiven (siehe „Arbeitsprinzipien“).

Ziele

Grundsätzlich geht niedrigschwellige Arbeit von dem professionellen Handlungsbedarf bei der Unterstützung von Jugendlichen aus, die – aus welchen Gründen auch immer – keinen Zugang zu höherschweligen Angeboten haben oder von diesen im pädagogischen Sinne nicht erreicht werden. Hieraus werden auch die konkreten Ziele ermittelt (siehe „Ziele konkretisieren“). Das oberste allgemeine Ziel lässt sich als **soziale Inklusion** für die Zielgruppen beschreiben. Dies meint in Bezug auf die TeilnehmerInnen eine allgemeine

Arbeits- und Lebensfähigkeit und in Bezug auf die Region die Erschließung von Bildungs- und Beschäftigungsmöglichkeiten sowie sozialen Strukturen, in denen die Jugendlichen auch ihr Leben leben können. Die Jugendlichen sollen selbstverständlicher Teil der Region werden (was überregionale Perspektiven nicht ausschließt), sich so fühlen, so anerkannt werden und Zugänge zu den entsprechenden Teilhabemöglichkeiten wie Bildung und Arbeit erhalten.

Auf dem Weg zu diesem Ziel geht es zuerst meist um **Schritte in Richtung Selbstbestimmung und Teilhabe am sozialen Leben**. Ansatzpunkt hierfür ist eine Stärkung des Selbstwertgefühls. Ohne wieder hergestellten Selbstwert gibt es wenig oder keine Anschlussmotivation für die Integration in neue Arbeits- oder andere Tätigkeitsfelder. Die Betroffenen müssen spüren und erfahren können, dass sie auch ohne die aktuelle Möglichkeit zur Erwerbsarbeit und trotz des Scheiterns an Qualifikations- und Ausbildungshürden etwas wert sind, dass etwas in ihnen steckt und sie dafür sozial anerkannt werden. Entsprechend müssen sie in neuen, durch die Projekte herzustellenden Bezügen erfahren, dass sie auch etwas bewirken können.

Die Bereitschaft nach Suchbewegungen und zur Aufnahme von Anregungen entsteht eher, wenn **Anschlüsse an die biographische Situation** geschaffen werden, als wenn die jungen Menschen immer wieder – wenn auch verdeckt und nicht intendiert – mit ihrem (möglichen) Scheitern an einem gesellschaftlich als normal erachteten Karrieremodell konfrontiert werden. Deshalb orientieren sich niedrigschwellige Projekte überwiegend an einem Bildungsauftrag, der sich aus den Bewältigungsherausforderungen im individuellen Lebenskontext ergibt. Bildung wird hier (auch von den Jugendlichen) gesucht, um selbst „AkteurIn der eigenen Biographie zu sein“ (Peter Alheit). Solche Bildungsprozesse sind zunächst gar nicht offiziell organisiert oder intendiert, sondern sie folgen eher der „subversiven“ Logik individueller Lebenszusammenhänge. In diesem Kontext wird es auch möglich, innere Motivation in Bezug auf Bildung und Arbeit zu erzeugen: Die Jugendlichen müssen Gelegenheit erhalten positive Erfahrungen mit Bildung und Arbeit zu machen, müssen erfahren können, dass Arbeit auch befriedigen und Anerkennung einbringen kann, dass sie Spaß macht und man darin einen Sinn finden kann.

Von dieser Seite her „eingefädelt“ lassen sich im Weiteren auch **Schritte in Richtung Ausbildung und Arbeit** thematisieren. Auch hier bleibt natürlich das Grundprinzip der Akzeptanz der Jugendlichen als Akteure der eigenen Biographie gewahrt. Hieraus erwächst der Auftrag, die beiden „Pole“ Jugendliche und Bildungs- und Beschäftigungsmöglichkeiten der Region aufeinander zu beziehen, d.h. Jugendliche nicht einfach *in* Arbeit, sondern Jugendliche *und* Arbeit *miteinander* zu vermitteln. Die Bildungs- und Arbeitswelt der Region (und ggf. darüber hinaus) muss auch für die Jugendlichen erschlossen bzw. „aufgeschlossen“ werden (siehe „Biographische Perspektiven in der Region“).

All diese Schritte in Richtung sozialer Inklusion haben eine **strukturelle und eine individuelle Komponente**. Es geht einerseits darum, Anschlüsse an im weitesten Sinne soziale Strukturen herzustellen, den Jugendlichen Zugänge zu verschaffen, die ihnen ohne Unterstützung verschlossen bleiben. Es geht andererseits aber immer auch darum, sie bei der Arbeit an diesen Zugängen „mitzunehmen“, sie individuell für diese Strukturen zu befähigen, ihnen die Möglichkeit zu geben, die entsprechenden Kompetenzen zu entwickeln. Insgesamt geht es den Projekten – so könnte man formulieren – um Arbeit an sozialer Inklusion insgesamt: Dies bedeutet für jede Region und für jede/n Jugendliche/n etwas

eigenes, ganz Individuelles und ist nur im Konkreten, auf ganz unterschiedliche, individuelle Weise und mit den Jugendlichen zusammen zu leisten.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass es in der niedrigschwelligen Jugendsozialarbeit nicht „nur“ um das Übertreten einer Schwelle gehen kann. Sie ist mehr als nur ein vorgelagerter „Baustein“ in einem Übergangssystem, das ansonsten davon unberührt bleiben kann. Niedrigschwelligkeit bezeichnet eher ein **professionelles Prinzip**, das auf die Absenkung der Zugangsbarrieren zu regionalen Bildungs- und Arbeitsmöglichkeiten insgesamt abzielt. Es geht also nicht nur um neue Zugangswege und -formen zu den jungen Menschen, sondern vor allem auch um einen pädagogischen Zugang, der sich inhaltlich kontinuierlich und konsequent an den Bedürfnissen des einzelnen jungen Menschen ausrichtet. Dieser Zugang braucht – über ein Projekt hinaus – die passenden Anschlüsse in der Region, die den Jugendlichen biographisch nachhaltig Möglichkeiten zur Lebensbewältigung sowie für Bildung und Arbeit in der Region eröffnen.

Förderpolitische Rahmenbedingungen

Für Projekte oder Maßnahmen mit einer solchen Ausrichtung gibt es derzeit **kein etabliertes Finanzierungsmodell**. Förderungen nach § 13 SGB VIII sind stark abhängig von lokalpolitischen Orientierungen und den kommunalen Budgets. Die aktuelle Förderpolitik in den Rechtskreisen des SGB II und III liegt zumindest auf Bundesebene eher quer zu dem fachlichen Ansatz der Niedrigschwelligkeit. Die am individuellen Unterstützungsbedarf orientierte, kontinuierliche und regional vernetzte Arbeit wird durch mehrere Fördermaximen erheblich erschwert: Durch die Ausschreibungspraxis und die damit verbundene Trägerkonkurrenz, den generellen Vorrang der Vermittlung in versicherungspflichtige Beschäftigung, die nur schwer individuell gestaltbaren Förderungen für Jugendliche in Bezug auf Höhe, Dauer und Art. Die Schwierigkeiten liegen dabei längst nicht nur auf Ebene des Gesetzes, sondern auch bei der Interpretation und Umsetzung, wie sie durch die Handlungsvorgaben der Bundesagentur oder auch die zur Verfügung stehenden Budgets vor Ort bestimmt werden.

Dennoch lassen sich niedrigschwellige Beschäftigungsprojekte nach SGB II/III finanzieren. Einerseits stehen in beiden Gesetzbüchern rechtliche Grundlagen zur Verfügung, die die Finanzierung niedrigschwelliger Projekte ermöglichen (siehe „Finanzierung organisieren“). Andererseits wirken „hinter“ der formalen Organisationsebene immer auch noch einige **andere Faktoren** – so die „Geschäftsphilosophie“ des regionalen Grundsicherungsträgers, die Verhandlungskultur in der Region, die konkreten Beziehungen zwischen einzelnen MitarbeiterInnen, die Interpretationsspielräume der Gesetze, die vor Ort genutzt werden oder auch nicht.

Finanzierungen müssen derzeit also **auf regionaler Ebene** spezifisch **konstruiert** werden. Die Voraussetzung dafür ist ein fachliches Konzept der Träger als „Antwort“ auf einen regionalen Bedarf, das mit möglichen Fördergeldern und Rechtsgrundlagen „synchronisiert“ wird.

2. Ausgangspunkte

Niedrige Schwellen bedeuten, sich auf die konkreten Bedingungen vor Ort einzulassen und von ihnen ausgehend Projektkonzeptionen kreativ zu entwickeln. Die wichtigsten Ausgangspunkte dafür sind die Jugendlichen mit ihren Bedürfnissen und Interessen, die regionalen Ansatzpunkte, von denen aus sich für und mit den Jugendlichen Lern- und Beschäftigungsmöglichkeiten erschließen lassen sowie das Potenzial an Interessen, Ideen und Fähigkeiten, dass die MitarbeiterInnen in ein Projekt einbringen können.

Jugendliche

Durch ihrem akzeptierenden Ansatz müssen niedrighschwellige Projekte in ihrer Konzeption grundsätzlich von den Jugendlichen ausgehen und sich laufend mit den entsprechenden Fragen auseinandersetzen: Wo liegt eigentlich genau der **Unterstützungs- und Hilfebedarf bei den Jugendlichen** in der Region? Welche sozialen und auch emotionalen Bedürfnisse haben sie? An welcher Stelle brauchen Sie im Übergang Hilfe und wie könnte die aussehen, damit sie gut angenommen wird? Welchen „biographischen Bildungsauftrag“ bringen sie mit? Welche Interessen, welche Fähigkeiten? Was können und tun sie gerne? Was kann Ihnen Erfolgserlebnisse (in möglichst kurzer Zeit) verschaffen? Worin können sie einen Sinn entdecken?

Dabei geht es in niedrighschwelligen Projekten zuerst um eine Stärkung des Selbstwertgefühls, eine Klärung und Stabilisierung sozialer und familiärer Beziehungen, den Aufbau eines positiven Körpergefühls, die Suche nach Lebenssinn und einer eigenen, konkreten Lebensperspektive. Erst in diesen Zusammenhängen wird es sinnvoll, formale Abschlüsse und Anschlüsse zu thematisieren, die weitere Perspektiven eröffnen.

Region

Die Region ist ein zweiter entscheidender Anknüpfungspunkt, weil die Gelegenheiten für Bildung, Arbeit und befriedigende Tätigkeiten, für weitere Unterstützung und soziale Anerkennung in der Region liegen – womit mehr als nur ein weiterführendes Bildungsangebot gemeint ist. Auch die Region hat einen „**Bedarf**“ an **sinnvoller Arbeit**, den es aufzugreifen gilt. Thematisch kann man sich in neue Entwicklungen kreativ einbringen oder auf traditionell gewachsene Beschäftigungsfelder und wirtschaftliche Schwerpunkte beziehen – immer, solange sie Anschlüsse für die Jugendlichen im Projekt bieten. Man kann natürlich auch gezielt Lücken aufgreifen, indem man z.B. soziokulturelle Projekte initiiert und somit eine kulturelle Szene stärkt, oder indem man soziale oder ökologische Bedarfe aufgreift, die regional zwar latent ein Thema sind, aber nicht „bearbeitet“ werden. Entscheidend ist, hier eine Entwicklungsperspektive einzunehmen: es geht nicht nur darum, den vorhandenen Arbeitsmarkt der Region zu bedienen, sondern gerade Felder zu erschließen, die der Markt nicht aufgreifen kann.

Die entsprechenden sozialen und professionellen Kontexte erschließen sich vor allem über die **vorhandenen Netzwerke und laufenden Aktivitäten** in der Region. Eine wichtige Rolle spielen dabei oft die so genannten „**Schlüsselpersonen**“. Diese sind meist die kreativen und engagierten Schrittmacher, die neue Ideen für die Region entwickeln, nach Umsetzungsmöglichkeiten suchen und meist über weite Kontakte verfügen. Sie sind damit nicht automatisch in Entscheidungsfunktionen zu finden, sondern oft auch in bestimmten

„Nischen“ oder Szenen. Regionale Schlüsselpersonen können hierzu Zugänge eröffnen und haben gleichzeitig oft schon Ideen „vorgearbeitet“, die sich bei Einbeziehung der Ideengeber möglicherweise mit einem Projekt aufgreifen lassen.

MitarbeiterInnen

Niedrigschwellige Projekte leben vor allem durch die Kreativität und das Engagement der MitarbeiterInnen. Sie sollten deshalb von Anfang an bei der Konzeptentwicklung beteiligt sein und jeweils ihre Interessen, Vorstellungen, und Kompetenzen einbringen können. Die besten Ideen werden meist aus kleinen Teams heraus entwickelt, die Spaß daran haben, zusammen zu arbeiten, ihre Arbeit selbst zu gestalten und eigene Interessensgebiete mit einzubringen. Dazu muss man sich Zeit nehmen, diese Ideen und Wünsche zusammenzutragen und „einfach mal zu spinnen“. Wenn hierzu die Freiräume beim Träger nicht vorhanden sind, lassen sich diese Ressourcen nicht nutzen. Meist ist es auch in der Umsetzung zu spüren, ob ein Team an seiner eigenen Sache arbeitet – oder nicht.

3. Projektkonzeption

In der Regel entwickeln sich niedrigschwellige Projekte langfristig und ständig weiter. Die Konzeptionen werden entsprechend seltener ein für allemal, sondern meist „fortgeschrieben“. Die wesentlichen Punkte, die sowohl beim Entwickeln als auch beim Fortentwickeln im Blick sein sollten, werden im Folgenden skizziert.

Bedarf konkretisieren

Für eine gute Projektkonzeption ist es wichtig, ausgehend von den Jugendlichen und der Region den konkreten **Bedarf zu formulieren**, den das Projekt aufgreift und „beantwortet“. Da in einer Region viele Bedarfe bestehen, muss hier vor allem abgewogen werden, was mit den vorhandenen Ressourcen (MitarbeiterInnen, Kompetenzen usw.) und den zugänglichen finanziellen Mitteln in einem Projekt geleistet werden kann.

Auf Grundlage des konkreten Handlungsbedarfs lassen sich dann die **Ziele eines Projekts** schlüssig **erarbeiten**, indem man „Antworten“ auf die Fragen sucht, die der Bedarf aufwirft: Wie kann man konkret auf den Unterstützungsbedarf der Jugendlichen antworten? Was will man für sie erreichen? Und was in der Region? Womit kann man anfangen und was kann man sich für später aufheben? Welche Stellung sollte das Projekt im regionalen Gesamtgefüge der Unterstützungsleistungen und Maßnahmen einnehmen? Wo, wie und mit wem muss im Sinne von Netzwerkarbeit daran gearbeitet werden, dies abzustimmen?

Tätigkeitskonzept entwickeln

Bildung und Arbeit sind auch in der niedrigschwelligen Jugendsozialarbeit Dreh- und Angelpunkt des Projektalltags. Allerdings geht es hier nicht zuerst um eine berufliche Grundbildung zwecks Erhöhung der Vermittlungschancen. Erwerbsarbeit auf den Arbeitsmärkten vor Ort ist – neben dem gesamten Spektrum der Beschäftigungshilfen – durchaus im Blickpunkt, wenn es um Anschlussperspektiven für die TeilnehmerInnen geht;

sie dient aber nicht als Vorbild für die Konzeption der Arbeit im Projekt. Die Arbeit bzw. die **Tätigkeit** an bestimmten Gegenständen (Fahrradreparatur, Bootsbau, Filmproduktion, Kunstprojekte, Eventmanagement usw.) **ist** zu allererst **Mittel zu einem pädagogischen Zweck**. Ihre Produktivität, ihr „Output“, die effektive Nutzung der Arbeitszeit zur Herstellung von Produkten ist hier sekundär. Der eigentliche Zweck der Tätigkeit besteht in der Vermittlung von Sinn und Motivation, von Selbstwert und Anerkennung, in der Vermittlung positiver Bilder von Arbeit, mit denen sich die TeilnehmerInnen identifizieren können, sowie in einer pädagogisch bzw. therapeutisch wirksamen Kommunikation mit den Jugendlichen. Bei der Arbeit in niedrigschwelligen Projekten geht es um ein – subjektiv so empfundenen – sinnvolles Tätigsein, das lebendig, spannend und von der Sache her (nicht nur wegen der Aussicht auf „später“) motivierend ist. Durch die handlungspraktische Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Situationen und Anforderungen entstehen zugleich implizite Lernherausforderungen, so dass quasi nebenbei „experimentelles Lernen“ stattfindet.

Um dies zu erreichen, schließt das Tätigkeitskonzept direkt bei den Ausgangspunkten der Projektkonzeption an (siehe „Ausgangspunkte“): Zum ersten lassen sich die Tätigkeiten im Projekt inhaltlich und organisatorisch von den **Bedürfnissen, Interessen und Fähigkeiten der Jugendlichen** her konzipieren.

Dabei geht es weniger darum, z.B. das Interesse am „Party machen“ im Projekt zu bedienen. Aber von diesem Interesse aus – hinter dem möglicherweise das Bedürfnis nach sozialen Kontakten steht – lassen sich beispielsweise Veranstaltungen mit ihnen zusammen organisieren und durchführen. Kunst-, Musik- und Tanzprojekte geben jugendkulturellen Ausdrucksformen eine Bühne. Medienprojekte können das Interesse an Computern und das Bedürfnis danach, sozial „sichtbar“ zu werden, aufgreifen; das Bedürfnis nach körperlicher Ausarbeitung, das sich möglicherweise in latenten Aggressionen zeigt, kann mit Hilfe körperlich herausfordernder Arbeit befriedigt werden.

Zum zweiten vermitteln sich Anerkennung und Sinn vor allem darüber, dass die Arbeit auch für andere etwas wert ist. Dies lässt sich über eine **Einbindung in die Region** bzw. in das soziale Umfeld erreichen. Eine „Einlagerung“ des Projekts in größere Prozesse (laufender Kulturbetrieb, Projekte, Vereinswesen, Stadterneuerungsprozesse) kann dabei sehr hilfreich sein. Die Tätigkeiten erhalten dadurch mehr „Ernstcharakter“, weil sie auch für andere Menschen wichtig werden. Wichtig ist dann natürlich, dass sich die Jugendlichen hier mit ihrer Arbeit identifizieren können und diese Öffentlichkeit eine ist, die tatsächlich Anerkennung und nicht eine Stigmatisierung der Jugendlichen als „Arbeiter dritter Klasse“ vermittelt.

Beispiele hierfür sind die Aktivitäten in der Öffentlichkeit, sei es im Eventmanagement, bei Vorfürungen, Konzerten in der Szene oder die Erstellung von Filmen als Anschauungs- und Lehrmaterial bis hin zur Beratung im Peerverfahren (Jugendliche beraten Jugendliche).

Drittens ist Arbeit immer auch ein **Mittel der Kommunikation**, durch das sich TeilnehmerInnen bei ihrem Tun „mitteilen“, durch das die MitarbeiterInnen sie näher kennen lernen und auch nebenbei ins Gespräch kommen können. In der Tätigkeit ergibt sich oft eine Interaktion auf einer viel körperlicheren Ebene, von der aus man einen Menschen anders als nur über Worte verstehen und von der aus sich ein pädagogischer Bezug zu den Jugendlichen entwickeln kann.

Die „eigentlichen“ Tätigkeiten werden in den meisten niedrigschwelligen Projekten durch **erlebnis- bzw. freizeitpädagogische Elemente** wie Kanu fahren oder am Grillfeuer sitzen ergänzt. Hinzu kommen – neben Einzelgesprächen – **feste oder flexible Zeiten für die Besprechung** von Vorhaben, Arbeitsabläufen, Konflikten oder zur Reflexion in der Gruppe.

Team bilden

Das Team ist ohne Zweifel einer der wichtigsten Faktoren für das Gelingen niedrigschwelliger Projekte. In der Regel arbeiten wenige MitarbeiterInnen mit wenigen Jugendlichen (5 – etwa 20, selten mehr), die sich dann im Arbeitsalltag oftmals wiederum in Kleingruppen aufteilen. Bei der Zusammensetzung hat sich ein gewisser „**Mix**“ an **Qualifikationen** (SozialpädagogInnen, PsychologInnen, KünstlerInnen, HandwerkerInnen usw.) und **Persönlichkeiten** bewährt. Nicht zuletzt finden die verschiedenen Jugendlichen dadurch verschiedene Menschen als AnsprechpartnerInnen vor und sie haben eine gewisse Wahl dabei, wem sie sich anvertrauen können. Letztendlich erscheint wichtig, dass die MitarbeiterInnen eine starke Persönlichkeit und pädagogisches Geschick mitbringen, an der Arbeit im Projekt wirklich interessiert sind, sie die Jugendlichen (wenn auch nicht jede/n einzelne/n) mögen und ihnen die Arbeit mit ihnen Spaß macht. Gerade die Zielgruppen niedrigschwelliger Projekte spüren sehr schnell, mit welchem Interesse und mit welchem Grad an Engagement sich die MitarbeiterInnen für die Arbeit und „ihre“ Jugendlichen einsetzen.

Darüber hinaus ist es sehr wichtig, ein gutes **Team zu bilden und zu pflegen**, das Erfahrungen austauscht, sich gut abspricht, Konflikte klären kann, Hand in Hand arbeitet und geschlossen hinter jedem einzelnen Teammitglied steht. Hierbei sind die Leitungen ausdrücklich mit einbezogen, sofern sie im Projekt selbst mitarbeiten; falls dies bei größeren Trägern nicht der Fall ist, brauchen die Teams viel Souveränität bei der Gestaltung ihrer Arbeit und zugleich die Rückendeckung und Anerkennung durch die Vorgesetzten. Die Arbeit in niedrigschwelligen Projekten erfordert in der Regel viel persönliche Energie und Stabilität, die man nur mit gutem Rückhalt unter den KollegInnen voll zur Verfügung hat. Widersprüchlichkeiten gibt es in dem Feld der niedrigschwelligen Jugendsozialarbeit ohnehin genug, die nicht noch trägerintern verstärkt werden müssen. Denn letztendlich liegt es vor allem in der Hand des Teams, für das Projekt insgesamt eine positive Energie zu erzeugen, so dass sowohl Jugendliche als auch MitarbeiterInnen gerne kommen.

Zugänge gestalten

Die Zugänge der Jugendlichen ins Projekt sollten bewusst gestaltet werden, um eine „**biographische Passung**“ **zwischen Jugendlichen und Projekt herzustellen**. An dieser Stelle ist zu klären, ob das konkrete Projekt mit seinem Tätigkeitskonzept und mit seinen pädagogischen Möglichkeiten für den oder die potenzielle TeilnehmerIn der passende Rahmen für eine biographische Weiterentwicklung in ihrem oder seinem Sinne sein kann bzw. ob er oder sie sich eine Teilnahme im Projekt vorstellen kann. Dazu muss geklärt und transparent gemacht werden, was das Projekt für den konkreten Menschen leisten kann und worauf sich der/die Jugendliche hierbei einlässt. Die Basis für die weitere pädagogische Arbeit ist dann eine Entscheidung des/der Jugendlichen, teilzunehmen.

Der niedrigschwellige Ansatz mit seinem Ziel der eigenständigen Handlungsfähigkeit und Selbstbestimmung der Jugendlichen ist hier auf eine „**Konstruktion**“ **von Freiwilligkeit** angewiesen, die so im Rechtskreis SGB II/III nicht vorgesehen ist. Aber diese Freiwilligkeit gibt der eigenen Entscheidung für oder gegen eine Teilnahme, der inneren Zustimmung, sich auf das Projekt mit allen Bedingungen, mit Pflichten, Anforderungen usw. einzulassen, erst Raum. Die Konstruktion von Freiwilligkeit erzwingt also paradoxerweise eine Entscheidung der Jugendlichen, sie baut einen Entscheidungsdruck auf, der sonst nicht gegeben wäre,

weil andere die Entscheidung für sie treffen würden. Ohne diese eigene Entscheidung zur Teilnahme lässt sich im weiteren Verlauf nur schwer eine biographische Perspektive, an die sich der oder die Jugendliche auch gebunden fühlt, erarbeiten und an ihr arbeiten.

Organisatorisch erfordert dies in der Regel eine **Feinabstimmung zwischen den MitarbeiterInnen im Projekt und den Grundsicherungsträgern** bzw. Jugendamt, möglichst unter Beteiligung des/der Jugendlichen.

Entweder gibt es hier gemeinsame Fallbesprechungen, oder die Behörden nehmen – unter guter Kenntnis des Projekts oder mit Hilfe eines Projektmitarbeiters – eine Vorauswahl unter Jugendlichen vor, die dann zur Vorstellung oder Probeweche kommen. Wichtig ist, dass dies vor einer endgültigen Zuweisung geschieht und die Jugendlichen tatsächlich entscheiden, d.h. ohne Sanktionsdrohung absagen können.

Über eine entsprechende Projektförderung – bspw. über Stadtentwicklungsprogramme – kann der **Zugang** auch **auf völlig freiwilliger Basis** gestaltet werden. Dann sind meist im Nachhinein Absprachen mit dem Grundsicherungsträger nötig, um eine anderweitige Vermittlung zu verhindern und so die Teilnahme am Projekt abzusichern.

Kooperationen sondieren

Um einen regionalen Bezug herzustellen und das Projekt quasi „in der Region aufzuspannen“ sind bei der Umsetzung die konkreten Kooperationsbeziehungen mit Akteuren und Institutionen wichtig. Das sind zunächst **weitere soziale Dienste**, die ergänzend oder weiterführend Hilfe anbieten können. Ziel ist hier, eine gewisse Arbeitsteilung zu erreichen und Beratungs- und Bildungsprozesse so abzustimmen, dass sie möglichst ohne größere Widersprüchlichkeiten einer biographischen Entwicklung des/der Jugendlichen dient.

Wichtig sind hier alle beratenden und koordinierenden Angebote wie Beratungsstellen (z.B. Schuldnerberatung, Sucht-, Drogenberatung, Familienberatung), Berufsberatung der AA, Kompetenzagenturen und weitere Akteure im Übergangmanagement.

Über Kooperationen mit **weiteren Fachkräften** lassen sich auch die Handlungsmöglichkeiten *im* Projekt erweitern.

So können Künstler oder Handwerker per Honorarvertrag für ein bestimmtes Angebot einbezogen werden; über entsprechende Jugendorganisationen kann das Projekt sozial geöffnet werden (z.B. in Kooperation mit der offenen Jugendarbeit, Hilfsorganisationen, Jugendaustausch o.ä.). Nicht zuletzt kann die Kooperation mit Lehrkräften ansässiger Hoch- oder Berufsschulen Anregungen und Unterstützung bringen und StudentInnen bzw. SchülerInnen einen Zugang zum Projekt eröffnen.

Sehr wichtig sind natürlich auch die **Personen in der lokalen Ökonomie** (vom Groß- bis hin zum Kleinbetrieb sowie im sozialen und öffentlichen Bereich) oder im formellen und nonformalen Bildungsbereich (z.B. Vereine), die Jugendlichen aus dem Projekt einen Zugang zu Bildungs- und Beschäftigungsgelegenheiten eröffnen können. Dabei muss es nicht immer um eine Vermittlung in Ausbildung oder Erwerbsarbeit gehen; oft ist ja schon viel erreicht, wenn Jugendlichen ein sozialer Anschluss eröffnet wird, der in weiteren Schritten auch zu einer beruflichen Perspektive hinführen kann.

Konzept schreiben

Für Konzepterstellung, eventuelle Antragstellungen und die spätere praktische Arbeit ist es hilfreich, das Konzept schriftlich auszuarbeiten. Das Aufschreiben erzwingt auch eine

Klärung des Vorhabens. Dabei geht es zunächst um das **inhaltliche Konzept** für die praktische Arbeit mit allen zu bedenkenden und zu organisierenden Punkten.

Von diesem aus können später relativ leicht entsprechende **Antragskonzepte** ausformuliert werden, die sprachlich auf die Bedingungen abgestimmt sind, die der jeweilige Finanzgeber stellt. Dieser spezifische Zuschnitt ist nötig, weil jede finanzierende Institution zunächst ihre eigene Logik und die eigenen Ziele im Blick hat und Projekte oft aus verschiedenen Quellen finanziert werden müssen. Diese Finanzierungsbedingungen gilt es im Sinne der Realisierbarkeit bereits beim inhaltlichen Konzept mitzudenken; allerdings sollte man sich davon nicht zu sehr leiten lassen, weil sich gute Projektideen nicht aus gesetzlichen Bestimmungen oder Programmausschreibungen ableiten lassen, sondern eine kreative Antwort auf regionale Bedarfslagen sind (siehe „Ausgangspunkte“).

Finanzierung organisieren

Aufgrund der unter 1. beschriebenen förderpolitischen Rahmenbedingungen muss eine Projektfinanzierung je **nach regionalen Möglichkeiten** spezifisch **konstruiert** und organisiert werden. Im Rechtskreis SGB II/III ist dabei meist die kreative Nutzung gesetzlicher Spielräume nötig. Häufig lassen sich niedrigschwellige Beschäftigungsprojekte nur durch eine geschickte Kombination verschiedener Förderungen bzw. durch die Einlagerung in einen laufenden „Betrieb“ (etwa eines soziokulturellen Zentrums, einer Kompetenzagentur, eines Stadterneuerungsprozesses u.ä.) finanzieren, wovon auch das inhaltliche Konzept durchaus profitieren kann. Möglich sind auch Grundfinanzierungen (z.B. nach SGB III), die gar nicht niedrigschwellig ausgelegt sind, die aber durch eine ergänzende Kofinanzierung dazu gemacht werden. Außerdem lohnt es sich, nach Möglichkeiten bei Stiftungen oder Entwicklungsprogrammen für Städte und ländlichen Raum oder Kulturförderungen zu suchen; diese sind zwar eher selten kostendeckend, aber sie eröffnen oft ein kreatives Potenzial zur Projektgestaltung.

Fast in jedem Fall ist eine enge Zusammenarbeit zwischen Projektträger und Grundsicherungsträger (z.T. auch Jugendamt) wichtig – zur Finanzierung, zur Abstimmung individueller Förderungen im Einzelfall, zur Gestaltung der Zugänge oder zur Duldung der Teilnahme von Jugendlichen ohne weiteren Vermittlungsdruck, wenn das Projekt nicht als Maßnahme nach SGB II gilt. Die Basis hierfür ist ein **gutes Gesprächsklima** zwischen Trägern und Ämtern, das meist in mühevoller, jahrelanger Vernetzungs- und Kommunikationsarbeit von Person zu Person hergestellt werden muss. Erst dadurch kann sich in der Region zumindest zwischen einigen Akteuren ein gemeinsames Grundverständnis über den pädagogischen Handlungsbedarf und geeignete Projekte, Vertrauen und eine konstruktive Atmosphäre zur Lösung von (Finanzierungs-)Problemen herausbilden. Eine pragmatische, kreative Grundhaltung nach dem Motto: „Mal sehen, was geht“ oder gar eine regionale „Kultur des Möglichmachens“ erscheint dabei auf jeden Fall hilfreich.

SGB II: Grundsicherung für Arbeitsuchende	SGB III für Jugendliche aus dem Rechtskreis SGB II	SGB VIII: Kinder- und Jugendhilfe
§ 16 Abs. 1 SGB II Leistungen zur Eingliederung	§ 46 SGB III Maßnahmen der Aktivierung und beruflichen Eingliederung	SGB VIII § 13 Abs.1 Jugendsozialarbeit
§ 16a SGB II Kommunale Eingliederungsleistungen		SGB VIII § 13 Abs.2 Jugendsozialarbeit

§ 16d SGB II Arbeitsgelegenheiten
§ 16 f SGB II Freie Förderung
Mögliche rechtliche Grundlagen zur Finanzierung niedrigschwelliger Jugendsozialarbeit. Es handelt sich hier nicht um eine abschließende Auswahl. Welche Instrumente in der Praxis tatsächlich zum Einsatz kommen, variiert von Bundesland zu Bundesland und von Region zu Region.

In der alltäglichen Arbeit sind „direkte Drähte“, **kontinuierliche gemeinsame Besprechungen** (Träger und Ämter) bis hin zu Hilfeplangesprächen im Sinne des SGB VIII von Nutzen, um die individuellen Zukunftsperspektiven der ProjektteilnehmerInnen und nötige Unterstützungen abzusichern.

Projekt anschieben

In der Praxis hat sich bewährt, vor dem eigentlichen Projektstart noch einmal in einer Runde aller unmittelbar Beteiligten die Konzeption und Projektphilosophie durchzugehen, um ein **gemeinsames Handlungsverständnis** herzustellen und offene Fragen zu klären. Vielfach wird hier auch eine Struktur für weitere Teambesprechungen entworfen, die gerade in der niedrigschwelligen Arbeit sehr wichtig sind.

4. Arbeitsprinzipien

Neben der oben skizzierten Projektkonzeption lassen sich einige Arbeitsprinzipien beschreiben, die die alltägliche pädagogische Arbeit in niedrigschwelligen Projekten kennzeichnen.

Akzeptieren

Das oberste Gebot der Niedrigschwelligkeit ist Akzeptanz der Person, wie sie ins Projekt kommt. Die Jugendlichen müssen sich darauf verlassen können, dass sie mit Respekt behandelt werden. Dies bedeutet auch zu **akzeptieren, dass sie „anders sind“** und unter Umständen nicht in die „normalen“ Lebensvorstellungen passen, dass sie Dinge tun, die zunächst befremdlich erscheinen. Die Niedrigschwelligkeit geht nicht von einer Norm aus, in die Menschen passen müssen; grundsätzlich ist jeder, der sich für das Projekt entscheidet, willkommen und eine Bereicherung für die Gruppe insgesamt.

Dieser Grundsatz bezieht sich natürlich zuallererst auf die **Haltung** der MitarbeiterInnen, aber er erfordert auch eine entsprechende **Projektorganisation**. Auch die muss der Verschiedenheit der TeilnehmerInnen gerecht werden, muss Anderssein ermöglichen: etwa, indem es verschiedene Tätigkeiten („für jeden etwas“) gibt, indem ganz verschiedene Arbeitsweisen und -geschwindigkeiten möglich sind oder indem auf die jeweilige Situation der TeilnehmerInnen flexibel, z.T. situativ eingegangen werden kann (bspw. wenn ein persönliches Problem zu klären ist).

Verstehen

Wenn man akzeptiert, dass die Jugendlichen grundsätzlich verschieden und „anders“ sind, ist das **Verstehen eine grundlegende professionelle Qualität**, um auf sie einzugehen und mit ihnen pädagogisch arbeiten zu können. Viele Verhaltensweisen, Bedürfnisse und Bedürftigkeiten sind auf den ersten Blick nicht zu verstehen, weil man den Kontext nicht kennt. Jede/r Jugendliche steckt aber gewissermaßen in seiner/ihrer eigenen Lebenslage und bringt immer die eigene Lebensgeschichte und den eigenen biographischen Kontext mit ins Projekt. Von diesen Kontexten kann man in der Projektarbeit nicht einfach abstrahieren, wenn man die Jugendlichen „erreichen“ will.

Das Verhalten und das konkrete Handeln in Situationen des Projektalltags müssen deshalb **im Kontext der Lebenslagen und Lebensgeschichten** „gelesen“ werden. Darum verwenden niedrigschwellige Beschäftigungsprojekte einen Großteil ihrer Aufmerksamkeit auf die Frage: Wer bist du, wo stehst du? Was bringst du mit, was sind deine Bedürfnisse, was deine Probleme? Vieles davon zeigt sich im tätig sein, vieles in der Gruppe oder in einzelnen Gesprächen.

Ähnlich verhält es sich mit den **Kompetenzen**, die eher selten „auf der Hand liegen“. Was zunächst als Problem erscheint, muss umgedreht und die dahinter liegende Kompetenz begriffen werden.

Junge Erwachsene, die insbesondere Suchtverhalten bei Computerspielen zeigen und damit große Probleme haben, verfügen über beträchtliche Medienkompetenzen. Auch die eigenen Lebenserfahrungen und Sichtweisen, die in vielen Kontexten außerhalb der Projekte problematisch gewertet werden, nehmen besonders die medial und soziokulturell bzw. theaterpädagogisch ausgerichteten Projekte als Ressource, die entsprechend reflektiert, aufbereitet und verarbeitet direkt in die Projektarbeit einfließt.

Die Lebensgeschichten, die Einblicke in die Welt von Jugendlichen, die Probleme, die Sorgen auf dem Weg in Arbeit werden somit zu dem Stoff, aus dem Filme und Theaterstücke entstehen. Das Verständnis der Jugendlichen ermöglicht auf diese Weise, oftmals nicht anerkannte, verschüttete, als problematisch erachtete Bedürfnisse und Kompetenzen durch die Projektarbeit anzuerkennen und sie ggf. neu zu bewerten und in einen neuen Rahmen zu bringen („reframing“).

Vertrauen und Bindungen aufbauen

Ein weiteres Element ist der Aufbau von Vertrauen und Bindungen. Dies geschieht einerseits bereits über das Akzeptieren und Verstehen, aber es wird zudem vor allem hergestellt, indem sich die MitarbeiterInnen in einem anwaltschaftlichen Verständnis für „ihre“ Jugendlichen einsetzen. Dies geht oft über einen unmittelbaren Projekt- oder Zeitrahmen hinaus; es wird situativ geholfen, wo Hilfe nötig ist, gerade auch in vielen lebenspraktischen Dingen. Diese **Form des verlässlichen Engagements** spüren die Jugendlichen im Allgemeinen genau und beginnen darauf zu vertrauen, dass es tatsächlich um sie geht und nicht um andere Interessen – etwa des Trägers, des Job-Centers, der Politik usw..

Zudem sind die Projekte immer auch eine Struktur, die den TeilnehmerInnen **soziale Bindungen ermöglichen**, die sie zum Teil brauchen, um zur Ruhe zu kommen und positive Kontakte zu finden. Hierbei spielt besonders die Formierung von Gruppen unter den Jugendlichen eine große Rolle.

So dienen z.B. die gemeinsame Arbeit sowie die freizeitpädagogischen Elemente wie Ausflüge, Grillnachmittage, regelmäßige gemeinsame Mahlzeiten oder die gemeinsamen Besprechungen auch der Stärkung der Gruppe der TeilnehmerInnen.

Hieraus resultiert oft eine **Bindung ans Projekt**, die über die formell gegebene und finanzierte Teilnahmezeit hinausgehen kann und im Sinne der Unterstützungsleistung auch sinnvoll ist. Dieser Bindung kann man am besten gerecht werden, wenn Projekte eine relativ offene Struktur haben oder mit Elementen offener Arbeit verknüpft sind. Dies wiederum ist eher mit einer (zum Teil) projektförmigen Finanzierung möglich, bei der die Teilnahme nicht direkt an eine individuelle Finanzierung gekoppelt ist.

Beteiligen

Beteiligung und Mitbestimmung korrespondieren vor allem mit dem Ziel der selbstbestimmten Teilhabe am Arbeits- und sozialen Leben und der Bewältigung sozialer Benachteiligung, aber auch mit der Akzeptanz als eigenständige Person. Die Jugendlichen brauchen **Gelegenheiten, sich einzubringen und über ihre eigenen Angelegenheiten mitzubestimmen**. Dies erfordert in gewissem Maße „offene Prozesse“, die die Möglichkeit geben, sich als TeilnehmerIn dort „einzuklinken“, wo man seinen Platz sieht. Es geht dabei aber auch nicht um Beliebigkeit oder um Basisdemokratie, sondern um klar abgesteckte Rahmen, die Spielräume geben und zur Mitbestimmung auffordern. Dies muss entsprechend unterstützt und im Gesamtzusammenhang abgestimmt werden.

Mitbestimmung ist aber auch eine **Sache der Atmosphäre**, die es ermöglicht, sich frei zu äußern, zu widersprechen und offen zu kritisieren.

Dabei geht es oft um „weiche Faktoren“ wie den Umgangston unter den MitarbeiterInnen, die Ansprechbarkeit der Leitung für die Jugendlichen, die nicht als „Chef“ daherkommt; darum, ob sich die Jugendlichen in Besprechungen tatsächlich gefragt fühlen, was sie wie im Projekt machen wollen usw.

So lassen sich die TeilnehmerInnen je nach individuellen Möglichkeiten und Tätigkeiten in die **Ausgestaltung der Arbeit und des Projektalltags** einbeziehen. Wichtig ist dabei, dass die TeilnehmerInnen „auf Augenhöhe“ gefragt sind und am Ende ihr Werk als ihr eigenes präsentieren können. Maßgeschneiderte Qualifizierungsmodule erhalten den Sinn, die TeilnehmerInnen zu befähigen, sich mehr und besser ins Projekt einbringen zu können, weil sie sich fachlich sicherer fühlen.

Partizipative Elemente sind z.B. die gemeinsame Gestaltung von Möbeln, von Räumen, die Ausarbeitung von Arbeitsplänen, Filmdrehbüchern, Einbeziehung in Materialbeschaffung usw.

Außerdem sollten die Jugendlichen immer auch bei der „Aushandlung“ von Unterstützung und der **Erarbeitung ihrer Zukunftsperspektiven** (siehe „biographische Perspektiven“) beteiligt sein und mitbestimmen. Hier wie bei der Beteiligung an der Projektgestaltung muss den TeilnehmerInnen tatsächlich eine Akteursrolle mit entsprechender Verantwortung und Entscheidungsgewalt – wie schon beim Projektzugang – zugemutet, aber durch pädagogische Unterstützung auch ermöglicht werden.

Transparenz herstellen

Eigenständiges Handeln erfordert Transparenz in den Belangen, die einen mittelbar und unmittelbar betreffen. Ohne Transparenz ist keine eigenständige Orientierung möglich, gibt

es keine Kontrolle über die Entwicklungen, die mich betreffen, passieren Dinge, die ich nicht durchschaue, werde ich passiv.

Sollen die Jugendlichen also lernen, ihr Leben „in die Hand zu nehmen“, brauchen sie Einsicht in das, was über sie **dokumentiert** wird, müssen sie wissen und entscheiden können, was über sie **an Dritte weitergeleitet** wird, müssen sie die Hintergründe und Ergebnisse von Tests ebenso wie datenschutzrechtlichen Bestimmungen erklärt bekommen.

Transparenz beginnt beispielsweise damit, dass Jugendliche bei der Jobsuche im Computer ebenso wie der/die MitarbeiterIn auf den Monitor schauen können und nicht dahinter sitzen müssen.

Es ist klar, dass heute die niedrighschwellige Arbeit alles andere als frei von äußeren **Zwängen und Widersprüchen** ist. So werden von den finanzierenden Institutionen, allen voran den Job-Centern Bedingungen an die Finanzierung geknüpft, die die pädagogische Arbeit im Projekt – nicht immer zu deren Vorteil – stark beeinflussen; und auch die Job-Center unterliegen Vorgaben, die ihre Vorgehensweise stark mitstrukturieren. Hieraus entstehen oft Widersprüche, Zwänge und Konflikte, die zusammen mit ihren Hintergründen thematisiert werden sollten, um damit offen arbeiten zu können. Sonst verbleiben sie vor allem bei den MitarbeiterInnen, die sie aushalten müssen, und bei den TeilnehmerInnen, die meist ein feines Gespür dafür entwickeln, wenn nicht „mit offenen Karten gespielt“ wird und noch ganz andere Belange eine Rolle spielen als die, die „auf dem Tisch liegen“. Dieses Gefühl aber untergräbt das Vertrauen und macht passiv, weil man sich letztendlich doch als Spielball in Vorgängen sehen muss, die man nicht unter Kontrolle hat.

Regeln finden

Regeln sollen die **Arbeit und das Miteinander** im Projekt „regeln“. Sie machen nur dann Sinn, wenn sie aus den Zusammenhängen im Projekt, aus den Notwendigkeiten des Projektalltags heraus aufgestellt werden. Dann können Regeln auch zusammen mit den TeilnehmerInnen gefunden werden, was die innere Zustimmung um vieles erhöht. Zusätzlich kann man dies dann auch mit einem Vertrag besiegeln. Geregelt werden sollte zudem der **Umgang mit äußeren Rahmenbedingungen**, die vom Projekt nicht beeinflussbar sind – so die Dokumentationspflichten der MitarbeiterInnen gegenüber Trägern und Grundsicherungsträgern, die sie in innere Widersprüche zur pädagogischen Arbeit im Projekt bringen können. Auch hier gilt es klar und für die Betroffenen transparent zu regeln, was „sein muss“ und warum. Zudem muss geklärt sein, wo die „**harten Grenzen**“ liegen, hinter denen die Arbeit des Projekts gefährdet ist. Meist geht es dabei um Drogenkonsum, Gewalt und Waffen.

Grundsätzlich korrespondiert Niedrighschwelligkeit natürlich mit einem **sparsamen Umgang** mit Regeln. Gerade die Zielgruppen solcher Projekte stoßen sich bereits an vielen anderen Orten an Regelungen und werden dabei ausreichend sanktioniert. Zudem provoziert jede Regel natürlich auch einen Regelverstoß, mit dem man arbeiten muss. Entsprechend sollten Regeln nie aus einer pädagogisierenden Absicht erlassen werden, etwa um die TeilnehmerInnen daran zu gewöhnen, sich an Regeln zu halten, um sie quasi schon einmal auf die Bedingungen in der „realen“ Arbeitswelt vorzubereiten. Dann lassen sich den TeilnehmerInnen sowohl die Regeln selbst als auch die Zusammenhänge, in denen sie stehen, transparent vermitteln.

So hat z.B. die Frage der morgendlichen Pünktlichkeit in dem Maße Sinn, in dem sie für Organisation und Arbeitsabläufe (etwa beim Schulbesuch, beim Abholen vom vereinbarten Treffpunkt, bei Veranstaltungen usw.) tatsächlich wichtig ist.

Mit **Regelverstößen** sollte man unbedingt – wie mit allen anderen Problemen auch – zuallererst pädagogisch arbeiten. Letztendlich werden Regeln von verschiedenen Menschen je nach Situation verschieden interpretiert; deshalb muss auch bei Verstößen eine situativ angemessene und vor allem pädagogisch sinnvolle Lösung – im Team und oft auch mit den Jugendlichen gemeinsam – gefunden werden. Dabei geht es darum, das Problem, das hinter dem Regelverstoß liegt, zu bearbeiten. Sanktionen und Abbrüche werden in der Praxis meist erst ins Spiel gebracht, wenn das Projekt aktuell gefährdet wird (z.B. bei Drogenkonsum oder Drogenverkauf) bzw. wenn die Gespräche nicht wirken und die Projektarbeit somit an ihre Grenzen stößt. Vielfach wird aber auch dann mit kürzeren oder längeren Abbrüchen gearbeitet; man darf aus dem Projekt gehen, einige Zeit nachdenken und später wiederkommen.

Mit Konflikten arbeiten

Wie mit Regelverstößen wird in niedrighschwelligen Projekten mit Konflikten überhaupt gearbeitet. Sie sind im Prinzip **normaler Bestandteil** eines Projekts, das die Jugendlichen in ihrer Verschiedenheit akzeptiert und zusammenbringt, ohne sie in eine Norm zu pressen. So wie man diese Verschiedenheit als Bereicherung der Gruppe insgesamt verstehen kann, lässt sich auch jedes im Projektalltag auftretende Problem zum Anlass nehmen, im Sinne der Weiterentwicklung, der Stärkung der Eigenständigkeit und der Stabilisierung der TeilnehmerInnen daran zu arbeiten. Dabei geht es keineswegs nur um Auseinandersetzungen mit anderen, sondern gerade auch um innere Konflikte, um die Auseinandersetzung mit den Widersprüchen, die die eigene Person und das eigene Leben bestimmen und es einem schwer machen, am Arbeitsleben teilzuhaben.

Man kann davon ausgehen, dass hier Konflikte erst offen zutage treten, die sonst mehr oder weniger latent im Leben der Jugendlichen vorhanden sind und die sie nun quasi ins Projekt „mitbringen“. Hier können sie endlich **zum Thema gemacht** und bearbeitet werden, anstatt sie einfach autoritär einzuebnen oder durch Sanktionen und Teilnahmeabbruch aus dem Projekt zu halten. Der Projektrahmen bietet die Möglichkeit, Konflikte auszuhalten, es den betreffenden Jugendlichen nicht leicht zu machen und sie „rauszuschmeißen“, sondern ihnen eine Chance zur Konfliktbewältigung und damit zur persönlichen Entwicklung zu geben.

Dieser Arbeit geben niedrighschwellige Projekte **viel Raum**. Sie lassen bis zu einer gewissen Grenze, die im Einzelfall zu finden ist, die Flucht vor den Problemen nicht zu, sondern konfrontieren die TeilnehmerInnen gerade damit. Dies ist natürlich nur auf der Basis von vertrauensvollen Bindungen und einer akzeptierenden und verstehenden Arbeit im Projekt möglich.

Die Projekte besprechen z.B. Problematiken in der Gruppe und lassen dafür die Arbeit liegen, sie haben feste ganze oder halbe Tage eingerichtet, in denen alles besprochen werden kann, was „auf den Tisch“ muss, haben meist Elemente aufsuchender Arbeit, sie fragen vor Ort oder per Telefon nach, wenn jemand nicht erscheint und gehen den (lebensweltlichen) Gründen dafür nach.

Biographische Perspektiven in der Region erarbeiten

Die sicherlich größte Herausforderung besteht darin, Perspektiven zu erarbeiten, die nicht nur die Vermittlung „irgendwohin“, sondern die **biographische Entwicklung und soziale Teilhabe** des/der „ganzen“ Jugendlichen im Blick hat. Einerseits muss hier vom Jugendlichen ausgegangen werden, andererseits liegt die Zukunftsperspektive der Jugendlichen aber in den Bildungs- und Beschäftigungsstrukturen der Region (z.T. auch darüber hinaus) – in denen jedoch gerade die Zielgruppen der niedrigschwelligen Jugendsozialarbeit bislang *ihren* Platz nicht erhalten haben.

Biographische Perspektiven sollten aus der Arbeit **mit den Jugendlichen** heraus entwickelt werden und einzelne Schritte flexibel, d.h. der jeweiligen biographischen Situation angemessen bestimmt werden. Auf keinen Fall dürfen hier pauschal aus der Projektkonzeption die beruflichen Integrationsziele der Jugendlichen abgeleitet werden. Vielmehr ist herauszuarbeiten, wo der/die TeilnehmerIn biographisch steht, in welche Richtung er oder sie tatsächlich gehen will und welche Schritte als nächstes sinnvoll sind. Dies ist sicherlich für jeden Menschen sehr verschieden, und es beschränkt sich nicht nur auf Ausbildung und Arbeit (siehe „Ziele“). Der institutionelle Anschluss – in eine Ausbildung, eine Maßnahme, einen Job usw. – muss immer im Kontext einer Lebensperspektive stehen, die insgesamt tragfähig ist.

Oft geht es erst einmal um soziale Kontakte, Beziehungen, eine Wohnung, Schuldenfreiheit, Spracherwerb, Fähigkeit zur eigenständigen Lebensführung oder auch die Entdeckung des eigenen Talents, den Besuch eines Weiterbildungskurses oder eine ehrenamtliche Tätigkeit in einem Verein etc.

Diese Erarbeitung individueller Perspektiven zieht einen Auftrag zur sozialen **Erschließung der Region** nach sich. Hier müssen – je nach regionaler Situation und Projektkapazitäten – Gelegenheiten für Jugendliche erschlossen werden, um ihre biographischen Perspektiven auch leben zu können. Zum einen bedeutet dies eine breite Vernetzungsarbeit mit weiteren sozialen Diensten und Einrichtungen, lokaler Wirtschaft, Vereinen, Schulen usw. Zum anderen heißt es, neue Formen von Bildung und Arbeit experimentell zu erschließen und als ein Teil der zivilgesellschaftlichen Kultur der Region zu etablieren. Dies lässt sich durch Tätigkeitskonzepte erreichen, die in das Gemeinwesen „eingelagert“ sind und damit in den öffentlichen Raum hineinreichen. Idealerweise sind dabei lokale Akteure aus der Region kooperativ beteiligt, so dass sie selbst Erfahrungen bei dieser Arbeit sammeln. Auf diese Weise wird das Projekt Teil der regionalen Zivilgesellschaft, es öffnet seinen TeilnehmerInnen Türen in die soziale Landschaft und gestaltet Anschlüsse an Bildungs- und Beschäftigungsgelegenheiten der Region. So kann auch das allgemeine Verständnis von Arbeit über den tradierten engen Fokus (etwa von Industrie- oder Handwerksarbeit) hinaus erweitert und zivilgesellschaftlich anerkannte Arbeitsmöglichkeiten für Jugendliche geschaffen werden, die für sie erreichbar – weil näher an ihren Lebenswelten – sind.

Die Erarbeitung biographischer Perspektiven beinhaltet auch den Auftrag, **Hilfe und Unterstützung für die weitere Entwicklung** zu „organisieren“. Auch wenn individuelle Anschlüsse nach dem Projekt gefunden sind, gibt es meist weiterhin einen Bedarf an sozialer Unterstützung im Sinne des niedrigschwellig begonnenen Prozesses. Hier ist es von Vorteil, wenn die Möglichkeit zur weiteren Begleitung, Beratung oder zumindest zur Ansprache besteht. Wichtig ist auch, dass weitere soziale Dienste, die für eine/n Jugendliche/n relevant werden, mit ihrer Hilfeleistung den bisherigen Prozess aufgreifen – und ihn nicht in ihrem Sinne neu beginnen. Hierzu sind gute Kontakte, eine gemeinsame

fachliche Verständigung und fallspezifische Abstimmung sehr wichtig. Zudem muss aber auch das soziale Umfeld (Familie, Freunde) im Blick bleiben; dieses kann von professioneller Hilfe nicht übergangen werden, weil es immer Teil der biographischen Perspektive der Jugendlichen ist. Auch hier stellt sich die Frage, wie sich Hilfe und Unterstützung „organisieren“ lässt, um die biographische Perspektive der Jugendlichen zu stabilisieren.

5. Was Niedrigschwelligkeit vermeiden will

Wie oben erwähnt haben sich Ansätze niedrigschwelliger Arbeit immer aus einer kritischen Reflexion der bestehenden Praxis entwickelt. Auch die niedrigschwellige Jugendsozialarbeit formuliert implizit eine Kritik an der bestehenden Förderphilosophie des Forderns und Förderns. Niedrigschwelligkeit beschränkt sich hier nicht darauf, Jugendliche zu erreichen, die ohne diesen Ansatz nicht erreicht würden. Viele niedrigschwelligen Projekte arbeiten mit Jugendlichen, die die Erfahrung gemacht haben, dass gerade die Teilnahme an Maßnahmen ihre soziale Benachteiligung verstärkt und zementiert. Als problematisch erscheinen hier vor allem wiederkehrende Enttäuschungen, Stigmatisierungen und eine implizite Negativorientierung.

Enttäuschungen

Unser Bildungs-, Ausbildungs- und Übergangssystem produziert heute vielfach Enttäuschungen und Erfahrungen, gescheitert zu sein. Viele Jugendliche werden immer wieder an Anforderungen gemessen, die sie nicht erfüllen können. Diese Anforderungen entspringen einem **Modell von Normalität**, das heute für viele gar nicht erreichbar ist: Sie sollen auf direktem Weg Schule und Ausbildung abschließen, eine dauerhafte und ausreichend bezahlte Arbeit finden und dabei möglichst nie staatliche Hilfe in Anspruch nehmen müssen. Verschwiegen wird dabei, dass je nach sozialer Herkunft und sozialer Schichtzugehörigkeit die Chancen, dieses Normalitätsmodell erfüllen zu können, sehr ungleich verteilt sind (selbst wenn die individuellen Leistungen gleich sind) und dass für einen erheblichen Teil aller Jugendlichen gar keine guten Positionen am Arbeitsmarkt vorhanden sind.

Jugendliche, die diesen „normalen“ Weg in Arbeit nicht auf geradem Wege von Schule über Ausbildung und Arbeitsstelle absolvieren, werden im so genannten Übergangssystem weiterhin mit diesem Modell konfrontiert. Ihnen wird eine zweite, dann vielleicht noch eine dritte oder vierte „Chance“ eingeräumt, die sie – mit entsprechender persönlicher Anstrengung und Motivation – nutzen sollen. Sie sollen auch hier wieder und wieder der Normalität genügen, die nicht ganz für sie gemacht zu sein scheint. Jede ihrer „verpatzten“ Chancen, jedes **Scheitern an dem „Normalkarrieremodell“** produziert eine Enttäuschung – weil der Anschein erweckt wird, es läge nicht an den Bedingungen, sondern nur am eigenen Handeln, wenn man „es“ nicht schafft. Solche Erfahrungen untergraben das Vertrauen in die eigenen Kräfte, sie frustrieren, machen aggressiv und klein. Dies kann sich ebenso auf die MitarbeiterInnen beziehen, die alles geben, um das Ziel (vor allem Vermittlung in Ausbildung oder Arbeit) zu erreichen und dann ebenso von sich bzw. ihrer Arbeit enttäuscht sind.

Diese Situation will niedrigschwellige Jugendsozialarbeit vermeiden, indem sie die persönlichen Perspektiven eines Teilnehmers oder einer TeilnehmerIn nicht aus einem Normalitätsmodell ableitet, sondern aus seiner oder ihrer konkreten Lebenssituation heraus schrittweise erarbeitet. Hier soll **kein Ziel** versprochen oder **anvisiert werden, das nicht an die gegenwärtige Lebenssituation anschließt**. Dabei ist es unerheblich, ob die Grenzen durch individuelle Fähigkeiten oder objektive Bedingungen definiert werden – das Ziel muss mit den zur Verfügung stehenden Kräften und Möglichkeiten für diese/n TeilnehmerIn erreichbar sein. Erst dann wird es möglich, Erfahrungen des Scheiterns zu vermeiden, Sicherheit in seine/ihre persönliche Entwicklung zu bringen und Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten zu wecken.

Dennoch wird man niedrigschwellige Projekte kaum von diesen Ansprüchen des Normalkarrieremodells freihalten können. Das Ideal des „geradlinigen Übergangs“ ist dazu gesellschaftlich und förderpolitisch zu präsent. Wenn hierdurch TeilnehmerInnen direkt betroffen sind, sollten gerade auch die **MitarbeiterInnen ihre eigenen Enttäuschungen** über die Umstände **zum Ausdruck bringen** und transparent machen, wo genau die Grenzen der Unterstützung liegen. Wenn schon weitere Enttäuschungen unvermeidbar sind – etwa, wenn Förderungen auslaufen, obwohl sie aus fachlicher Sicht weiterhin nötig wären – dann ist es wichtig, sie zu bearbeiten und abzufangen, damit der oder die Betroffene sich hier nicht erneut als persönlich Scheiternde/r erleben muss.

Stigmatisierungen

Ein zweites Problem am Übergang in Arbeit sind die Stigmatisierungen, denen Jugendliche unterliegen, die staatliche Unterstützung und geförderte Maßnahmen im so genannten Übergangssystem in Anspruch nehmen. Da in Deutschland nach wie vor die betriebliche Ausbildung als Normalmodell angesehen wird, gilt im Prinzip **jede Maßnahme des Übergangssystems als „Ersatz“ zweiter Klasse** für die „problematischen Fälle“. Alle anderen staatlich geförderten Bildungsangebote – von schulischen Berufsausbildungen über Berufsakademien oder Hochschulen – unterliegen nicht diesem Stigma, weil sie als Normalität anerkannt sind. Während man dort Zugang durch eine gewisse Eignung erhält, muss man zur Teilnahme an Bildungs- bzw. Beschäftigungsmaßnahmen des Übergangssystems paradoxer Weise ein Defizit vorweisen können – man „qualifiziert sich“ durch die eigenen Probleme zur Teilnahme.

So wird letztlich die **soziale Benachteiligung von Jugendlichen individualisiert und** durch vielerlei Negativzuschreibungen **festgeschrieben**: Sie sind „sozial schwach“, „bildungsfern“, „nicht ausbildungsreif“, „schwer vermittelbar“ oder haben „multiple Vermittlungshemmnisse“. Als Vermittlungshemmnis muss letztendlich jede Eigenschaft gelten, die der Verfügbarkeit am Arbeitsmarkt abträglich ist – sei es die entsprechende ethnische Zugehörigkeit, der Status als Alleinerziehende/r, das „benachteiligte“ Wohngebiet, der Status als „Förderschüler“ oder der Hauptschulabschluss. Diese Negativkennzeichnung kann sich auch im Übergangssystem fortsetzen.

So bringt die Teilnahme etwa an BVJ-Maßnahmen, überbetrieblichen Ausbildungen oder Beschäftigungsmaßnahmen mit zweifelhaftem Ruf in der Region den TeilnehmerInnen oftmals weniger gesellschaftliche Anerkennung als eine Stigmatisierung ein.
--

Das perfide ist, dass diese negativen Zuschreibungen meist zu einer Selbststigmatisierung, d.h. zu einer negativen Selbstwahrnehmung führen: Man wird nicht nur als Problemfall bezeichnet, sondern man fühlt sich auch so.

Auch wenn niedrigschwellig arbeitende Projekte solche Zusammenhänge nicht außer Kraft setzen können, versuchen sie nach Möglichkeit, diese **Stigmatisierungsmechanik zu durchbrechen**.

Dies beispielsweise, indem sie den Jugendlichen mit Wertschätzung als ganze Person anerkennen, stigmatisierende Charakterisierungen („besonders schwieriges Klientel“ usw.) vermeiden, indem sie Zugänge so konstruieren, dass ein mögliches Maß an freier Entscheidung aufgrund von Interesse und biographischer Passung möglich ist, indem sie Eignungstests vermeiden, die geeignet sind, jemanden seine Unzulänglichkeiten schriftlich zu bestätigen usw.

Auch in ihrem Selbstverständnis versuchen die Projekte, Stigmatisierungen etwa als „Sammelbecken für Problemfälle“ „draußen“ zu lassen; sie arbeiten eben nicht am „problematischen Rand“ der Gesellschaft und auf niedrigem Niveau, sondern gerade mit hohem fachlichem Anspruch, Engagement und Selbstbewusstsein an einem gesellschaftlichen Kernproblem.

Defizitorientierung

Der ständige Rückbezug auf den „normalen“ Bildungsweg in Arbeit und das „reguläre Ausbildungssystem“ sowie die per Zugangsdefinition festgelegte Negativbeschreibung der TeilnehmerInnen verstärkt im Übergangssystem den Blick auf Defizite. Zumindest implizit **stehen immer die Probleme** mit einem negativen Vorzeichen **im Vordergrund**, die sich ergeben, wenn man den konkreten Jugendlichen an den „normalen“ Anforderungen des Arbeitsmarktes misst. Gäbe es die Defizite nicht, verlief alles normal und die Jugendlichen würden alle Anforderungen erfüllen. Egal wo die Probleme lokalisiert werden – im Schulsystem, bei den Lehrern, Eltern oder Jugendlichen – sie werden so unter der Hand zu etwas, von dem man sich wie Schmutz befreien muss. Dies gelingt aber nie endgültig. Jeder neue Teilnehmer und jede neue Teilnehmerin bringt neue Defizite mit; das Übergangssystem scheint an den Jugendlichen eine Sisyphusarbeit verrichten zu müssen. Nicht selten wächst dann im Maßnahmealltag die Überzeugung, dass die Jugendlichen vor allem ganz viel nicht können und bei ihnen nicht viel zu erreichen ist usw. Dieser Blick auf die negativen Seiten ist allerdings wenig geeignet, bei den TeilnehmerInnen Selbstbewusstsein und Mut, Motivation und Interessen zu wecken.

Diese Sicht versucht der niedrigschwellige Ansatz durch eine pragmatische Grundhaltung zu vermeiden: **Probleme** werden hier weniger als das nicht Normale, sondern gerade **als Teil der sozialen Normalität** wahrgenommen. Dabei geht es nicht um „Schönreden“ oder einen vordergründigen Stärkenfokus, sondern um einen Perspektivwechsel. Durch die Orientierung am Jugendlichen werden Probleme nicht mit Blick auf die Arbeitsmarktintegration definiert, sondern vor dem Lebenshintergrund des oder der konkreten Jugendlichen. Damit geht es hier nicht mehr um Defizite. Die mit sozialer Benachteiligung verbundenen Probleme sind eher etwas, woran ein/e TeilnehmerIn leidet; *deshalb* macht es Sinn, an ihnen zu arbeiten. Sie sind aus dieser Perspektive immer auch ein Anlass zum Lernen und bergen die Herausforderung, eine Entwicklung in Gang zu setzen. Dabei geht es um ihre Bewältigung, darum, sie als Aufgabe im konkreten Lebenskontext begreifen und an ihnen wachsen zu können.

Literatur

Zum weiterlesen:

- Galuske, M. (2004): Lebensweltorientierte Jugendsozialarbeit. In: Grunwald, K./Thiersch, H. (Hrsg.): Praxis lebensweltorientierter sozialer Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. Weinheim, S. 233–246.
- Muche, C./Oehme, A./Schröer, W. (2010): Niedrigschwellige Integrationsförderung. Eine Expertise zur Fachlichkeit niedrigschwelliger Angebote in der Jugendsozialarbeit. Online verfügbar unter <http://www.bag-oert.de/de/inhalt/niedrigschwellige-angebote-in-jugendsozialarbeit-f%C3%B6rdern-nachweislich-integration>
- Oehme, A./Beran, C./Krisch, R. (2007): Neue Wege in der Bildungs- und Beschäftigungsförderung für Jugendliche. Wien, Wissenschaftliche Reihe des Vereins Wiener Jugendzentren Band 4. Zu bestellen unter wiener-jugendzentren@jugendzentren.at, http://typo.jugendzentren.at/vjz/fileadmin/pdf_downloads/pdf_f_experts/Flyer_Bd_4.pdf
- Paritätischer Wohlfahrtsverband (Hrsg.) (2010): Zugänge ermöglichen – vom Nutzen niedrigschwelliger Angebote in der Jugendsozialarbeit und der Jugendberufshilfe. Paritätische Arbeitshilfe 8. Online verfügbar unter: http://www.jugendsozialarbeit-paritaet.de/xd/public/content/index_cGkPTI4Nw_.html

Verwendete Literatur:

- Alheit, P. (1993): Die Ambivalenz von Bildung in modernen Gesellschaften: Strukturprinzip kumulativer Ungleichheit oder Potential biographischer Handlungsautonomie? In: Pädagogische Rundschau 47, S. 53-67
- Deutscher Verein (2005): Niedrigschwelliger Zugang zu familienunterstützenden Angeboten in Kommunen. Handlungsempfehlungen des Deutschen Vereins. Berlin. Online: <http://www.deutscher-verein.de/05-empfehlungen/pdf/empfehlung-niedrigschwelliger-angebote.pdf>
- Kähnert, H. (1999): Prämissen, Ziele und Maßnahmen einer abstinenzorientierten Drogenarbeit. In: Freitag, M. /Hurrelmann, K. (Hrsg.): Illegale Alltagsdrogen. Weinheim, München, S. 169-187
- Michels, I./ Stöver, H. (1999): Kontaktläden als Basisangebote gesundheitlicher und psychosozialer Unterstützung. In: Stöver, H. (Hrsg.): Akzeptierende Drogenarbeit. Eine Zwischenbilanz. Freiburg i. Br., S.143-154
- Stöver, H. (1999): Akzeptierende Drogenarbeit. Rückblick und Perspektiven. In: Stöver, H. (Hrsg.): Akzeptierende Drogenarbeit. Eine Zwischenbilanz. Freiburg i. Br., S. 11-24
- Thole, W. (2000): Kinder- und Jugendarbeit. Eine Einführung. Weinheim.
- Schneider, W. (1997): Was ist akzeptanzorientierte Drogenarbeit. Online: <http://www.drogenhilfezentrum.de/akzeptanz.html>